



## Leningrad.

Von Egon Erwin Kisch.

Aus dem neuen, soeben bei Erich Reiß in Berlin erschienenen Buch: „Jaren, Popen, Volkshewiken“.

Der Newski-Prospekt. Hier also war's, wo Anna Starenina, noch bewegt vom Unfall auf der Eisenbahn, in dem sie ihr zukünftiges Schicksal fühlt, nach Hause fuhr, hier also war's, wo Casanova die russische Bauernmochter, die er um hundert Rubel gekauft, auf den Namen „Zaire“ getauft und modisch eingekleidet hatte, spazieren führte.

hier also war's, wo die Beamtenwitwe Rasolnikowa in der Straßenbahn stolz den Zeitungsartikel ihres Sohnes Rodion Romanowitsch den Nachbarn zeigte.

hier also war's, wo im dritten (nach russischem Kalender: im vierten) Stockwerk einer der in „Krieg und Frieden“ besoffenen Gardeoffiziere mit einem englischen Marineur wetzte, sich auf die Fensterbrüstung zu setzen und die Beine gegen die Straße baumeln zu lassen, nachdem Fürst Pierre Besuchow das Fensterkreuz herausgebrochen hatte.

hier also war's, wo Mischkin, der „Idiot“, mit ungeschicktem Tritt zu seinem Dunkel tappte.

hier also war's, wo beim Startenspiel die „Bique-Dame“ Buschkins höhnisch blinzelte.

hier also war's, wo ein echt Gogolscher Friseur die „Nase“ loszuwerden trachtete, die er morgens im Brot fand, während ein Tschinownik seine Nase suchte, die er seit dem Morgen vermisste.

hier also war's, wo alle russischen Romane begannen und endeten, die erfundenen und die wirklichen, „Zar und Zimmermann“ und seiner Nachfahren Verhaftung, 1917...

Der Newski-Prospekt heißt nicht mehr Newski-Prospekt. Sondern: Prospekt des 25. Oktobers.

Man denke sich ihn nicht als eine enorm breite, spiegelglatte Avenue, zwischen eisgetürmten Newskitron und goldenen Palästen, er ist nur eine Binnenstraße und führt vom Moskauer Bahnhof zum Admiraltätsplatz. Wir kommen an und sind etwas enttäuscht: hier also war's, wo Pierre Besuchow, wo Rodion Romanowitsch Rasolnikow, wo Anna Starenina, wo Peter Mischkin... Eine Straße, kaum breiter als der Nurfür-

stendamm und lange nicht so gut gepflastert, Geschäfte, Wohnhäuser...

Auf dem Platz vor dem Bahnhof: das Denkmal Alexanders III. Alle Kaiser- und Generalsmonumente in Leningrad hat man stehen lassen und alle Marmorplatten, auf denen verewigt ist, daß jenes Gebäude, jene Brücke, jene Baranlage unter der glorreichen Regierung des Zaren Soudso Soudsowitsch I., II., III. (nicht Gewünschtes bitte zu durchstreichen) errichtet wurde. Auf dem Sockel Alexanders III. ist bloß eine neue Inschrift eingemeißelt worden, Verse des Volksdichters Demian Bedui:

Mein Vater fand, so wie mein Sohn,  
Den reichverdienten Henterslohn,  
Doch ich, ich muß hier weiterreiten  
Ruhmlos durch alle Ewigkeiten.  
Did hochend auf dem dicken Sengst,  
Ein lächerliches Schredgespenst  
Den Menschen, den von uns befreiten.

Alexander III.,  
vorlegter russischer Selbstherrscher.

Uebrigens stimmt das mit dem Hoken auf dem dicken Sengst und das mit der Lächerlichkeit: der Bildbauer hat, ob freiwillig oder nicht, dem Dargestellten Gesicht und Körper eines vierströtigen Wachtmeisters gegeben, dessen Eskadrongaul sich anschiebt zu Boden, und man hat schon im Frieden ästhetisch-patriotische Diskussionen über diese Skulptur abgeführt. Ein hochendes Denkmalpferd ist etwas Auffälliges für St. Petersburg gewesen, wo die Bronzerosse die Gewohnheit des Gegenteils haben: sich kühn aufzubäumen. Es gibt hier keines, das keine vier Hufe am Boden hätte; Peters des Großen Gaul vor dem Winterpalais macht Männchen und stützt sich dabei auf den Schwanz — weshalb der Stallgenosse, den Nikolaus I. hinter der Naakathedrale reitet, dasselbe Kunststück probieren muß — den Durchgang vom Generalsplatzgebäude zum Newski front eine „Quadrige von sechs jetzigen Reimern“ (Selbst) und deren Vorderfüße greifen ebenso in die Luft wie die der antiken Doppelrosse auf dem Narwabegegn und die der vier Pferde, die über die Brüstung der Antischlowbrücke von bronzenen Stallknechten zur Tränke geführt werden.

Wir aber wollen mit allen vier Beinen auf dem Boden der Tatsachen und des

Newski-Prospekts bleiben, auf dem die adligen Gesalten Dostojewskijs, Buschkins, Tolstois und Vermonitows verschwunden sind und keine schnauzbärtigen Generale, keine reichen Kaufleute und überhaupt keine Equipagen mit galonierter Lakaien mehr spazieren fahren. An die Stelle der Kaleschen sind die Galoschen getreten, die Läden gehören den Kooperativen, und die Inhaber der berühmten Aufkerbädereien Ballet, Perrin, Borman, Conradi und Abrifosow existieren nicht mehr, jedoch ein früher Trutz ist dir geblieben, der diese Geschäfte verwaltet; sie haben neue Namen, die sich schon eingebürgert haben, und man darf keinem Mädchen in Kiew, Rostow, Moskau oder Charkow erzählen, daß man nach Leningrad fährt, sonst muß man versprechen, eine Bonbonniere von Degurme sprich: des Gourmers) mitzubringen. Die Paläste stehen noch am Prospekt des 25. Oktober genau so, wie sie vor dem 25. Oktober standen, nur die Besitzer fehlen, Fürst Stroganoff, Graf Scheremetjew, Graf Antischlow, Graf Schuwalow, Großfürstin Elisabeth Feodorowna, der Präsident des Heiligen Synods Pobjedonossow, Fürst Bieloselski-Bieloselski und so fort (nach Paris).

Ihre Schlösser sind Museen geworden, meist verblieben Einrichtung und Anordnung, und der Palast wird als solcher besichtigt (Museum der aristokratischen Lebensweise), aber auch wissenschaftliche und künstlerische Kollektionen fanden in den Schlössern Unterkunft. Leningrad hat jetzt über zweihundert öffentliche Sammlungen — es ist vom Rom des Nordens zum Athen des Nordens geworden —, und nirgendes verfügen die Akademien, die Universitäten, die Kliniken, die Schulen, die Sammlungen, die Bibliotheken und die Professoren über derart splendide Räumlichkeiten. Dabei ist die Einwohnerzahl, die im Strige zwei Millionen betrug und während Revolution, Bürgerkrieg und Hungersnot und weil Leningrad aufhörte, Russlands Hauptstadt zu sein, auf sechshunderttausend sank, wieder auf eine Million einmahlunderttausend angewachsen, trotzdem einige Superfluge schon das Gras in den Straßen wachsen hören und prophezeien, an Stelle der Eremitage werde bald der Urwald wuchern. Statt des Grafes wächst die Bevölkerungsziffer konstant, statt des Urwaldes wuchern ein paar Repmanner,

und von den elfshundert jahrelang verödeten Häusern sind tausend von neuem bewohnt. Die restlichen hundert Gebäude, so die Kasernen am Marsfeld, versinken allerdings beträchtlich, und ihre Renovierung würde mehr Geld kosten als ein Neubau. Derzeit die Stadt ohne Wohnungsnot (jeder obdachlose Junge hat hier ein Palais!), wird sie es bald nicht mehr sein, da sie der einzige baltische Hafen Rußlands ist, und da die zentralen Unterichtsbehörden über kurz oder lang hierher verlegt werden sollen.

Jedoch wir hatten uns vorgenommen, auf dem Newski-Prospekt zu bleiben. Daß keine Gestalten Dostojewskijs, Tolstoijs und Lermontows, keine Kaleschen mit galonierten Dienern und keine schnauzbärtigen Generale und keine reichen Kaufleute mehr in Erscheinung treten, haben wir wohl genügend oft wiederholt, und es wird allmählich Zeit, zu sagen, was in Erscheinung tritt. Vor allem tritt in Erscheinung, daß Leningrad auch im neuen Rußland eine elegante Stadt ist. Trotz der Textilnot ziehen sich die Frauen sehr gut an, nicht nur die jungen, auch die alten. Durchaus großstädtisch sehen die Männer aus, den Mänsch im Schaffell und Ziegenfell, der in Moskau jenseits der Boulevards das Stadtbild beherrscht, findet man in Leningrad nicht; die Matrosen tragen sich außenbords wie aus dem Ei gepellt, sonst gibt es wenig Uniformen, nur die blauen Schildmützen der Studenten und der in technischen Berufen Tätigen; in sauberem Hemd und guten Anzügen gehen die Arbeiter auf den Straßen der inneren Stadt, stark unterschieden von ihren Genossen im Donezbecken, deren Mehrheit noch Lumpenproletariern gleicht.

Die Moral sieht hier lockerer in den Gelenken, mag das nun Erbe der Hof- und Residenzstadt, mag das nun unveränderliche Eigenheit jeder Hafenstadt sein, Wirtschaften blühen an allen Ecken und Enden, meist mit grünelbem Firmenschild und der Aufschrift Wijn, Bawarja oder Lewobrai (laut lesen!). Drei Skabareits, eine Bar, und im Hotel Europa tanzt man sogar Foxtrott, dreimal in der Woche, sechs Paare aus dem Publikum, die sich, wenn Stimmbelichtung gemacht wird, auf neun erhöhen. Foxtrott und Hotel d'Europe — Sehnsuchtsziel aller Gents und Modedämchen Leningrads! Unter Foxtrott versteht man in Sowjetrußland moderne Tänze; beim Foxtrott brach der Weltkrieg aus, und von Shimmy, Java, Blues, Charleston ahnen die Kernisten nichts! Außerdem gibt es zwei Spielclubs, einen mit Lotto auf dem Newski- und einen auf dem Wladimirski-Prospekt, wo man Bakarat und Masao spielen und die Aufmerksamkeit der Geheimholizei auf sich lenken kann, und drei oder vier Katwelenläden, davon einen — den im Handelshof — mit Halbedelsteinen des Ural, insbesondere Lapis Lazuli.

Die Geschäfte strahlen Lichtreklamen aus, normale Glasfassaden und dreifantige, transparente Glasfassaden auf sechsantigem Postament sind plakatisch bemalt; auf weiße Leinwand werden gleichfalls Reklamen projiziert, zwischen Nachrichten der Abendblätter. Lautsprecher des Radio dröhnen an den Straßenkreuzungen, und die Gläubigen, die vor der Filiale der Trojko-Sergejewskaja-Lawra knien, hören gleichzeitig das Gebet des Popen und das Orchester des Akademischen Operntheaters und wissen nicht, wo Gott wohnt. An der einen Ecke ist also die Leningrader Zahlstelle der Moskauer Kirche, an der zweiten Ecke der Funkprediger, an der dritten der Kaufhof und an der vierten steht Ferdinand Lassalle. Nur als Herme, und da er nun einmal keinen Unterleib hat, ließ er sich auch den

Schnurrbart abnehmen und ward zu einem Aninous, der die Handelsakademie absolviert hat; querlant und unregelmäßig ragt die Büste über das Postament hinaus. Lassalle teilt mit Plechanow, Zaurès, Bebel und einigen Sozialrevolutionären und Anarchisten das Schicksal, rechtzeitig gestorben zu sein, um Standbild, Straßen und Städte in Sowjetrußland gewidmet zu bekommen. Denn hätten sie's erlebt, so hätte mancher, ein so ehrlicher Führer der Arbeiterchaft er auch sonst gewesen, für die Kriegskredite gestimmt und gegen die kommunistische Revolution agitiert. Jedenfalls steht jetzt Ferdinand Lassalle monumental da, nicht weit von der Katharina; die hat ihren Unterleib behalten und ist von den Statuen ihrer Günstlinge Potemkin, Rumjanzew, Beski und Suwarow umgeben. In dieser katbarinischen Gegend öffnet der Newski-Prospekt bereits ganz andre Prospekte als im Bahnhofsviertel, hier buchtet er sich aus zu Plätzen mit Blumenbeeten, frei und prächtig schauen die Fronten von Theater und Bibliothek nach allen Seiten.

Die Kasan-Kathedrale breitet ihre Arme aus, mächtige Kolonnaden, um ganz Rußland aufzunehmen; aber diese Umarmungsbereitschaft war nicht so gemeint, daß sich in ihnen Demonstranten zu Meetings gegen den Kommunismus vereinigen, und da sie dies seit 1876 beständig taten, erfüllte man den Raum mit Rasen und Boskettis und sperrte ihn mit zierlichen Gittern — aus ist es mit den Demonstrationen, dachten die Regierenden und lachten sich ins Häufchen wie der Ghemann, der das Kanapee verkauft, damit seine Frau ihn nicht betrüge. Die silberne Balustrade am Altar, sechshundert Kilo schwer, nach den napoleonischen Kriegen von den Donskaken gestiftet, ist 1920, zur Zeit der Hungersnot, versilbert worden; sie soll keinerlei künstlerische Bedeutung gehabt haben. Von öffentlichen Kunstwerken ist erstaunlicherweise während des Bürgerkrieges nichts zerstört und nichts verschleppt worden, und wacher wurden die Sammlungen der Eremitage und der andern Museen durch Stücke aus den Schlössern verdreifacht und vervierfacht; am Tage und in den Abendstunden sind die Galerien von Besuchern durchflutet, meist von ExkurSIONen, denen Damen der ehemaligen Bourgeoisie und Hörer der kunsthistorischen Akademie die Führer machen; ungeheure Schätze aus den entlegensten und unbewohnten Sommerresidenzen sind der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, also „geraubt“ worden.

Manchmal ist der Newski-Prospekt eine Straße, manchmal ein Platz, manchmal aber auch eine Brücke; denn senkrecht auf diese Koordinate der Stadt verlaufen Vertikalprojektionen, und die sind flüssig. Schiffahrtskanäle. Man muß schon ein arger Schmeichler sein, um auf Grund dieser Kanäle Petersburg so malen zu können, daß man es erkennt und doch von Venedig nicht unterscheiden kann. Was aber brachten höfische Maler nicht zustande! — an den Wänden der russischen Museen und der Paläste von Zarstoj-Selo ist zu bestaunen, wie die geschmeidigen Schüler Canalettos eine Perspektive zu wählen wußten, die dem Palais Stroganoff die Züge des Dogenpalastes gibt, die (allerdings schmalen) Kanäle verschweigt, der Brücke zwischen Eremitage und Winterpalast den Schwung der Ponte di Sospiro verleiht und auf der Mojla, dem Zekaterinskikanal und der Fontanka Goubeln schwimmen läßt. Ganz großartig, schöner als der Markusplatz, wird der Newski dort, wo er zu Ende ist, wo er in einem grandiosen Delta von Skulptur, Natur und Architektur sein Ziel er-

reicht, Mündung des ganzen russischen Landes in die Newa zu sein. Da leuchtet eine lange Spitze aus dunklem Gold über dem Figuren- und Säulenreichtum des Admiralsitätsturms, da rieselt der Springbrunnen und strecken sich die Bäume des Alexandergartens, da schickt sich Peter der Große an, mit seinem Pferd über den Fluß zu springen, da spreizen sich Senat und Synode und Garde-Manege, und da strotzt in altem Rot der Winterpalast, sichernd umschlossen von einem massiven Kreis der Ministerialgebäude.

Dahinter: die Newa. Vorige Woche war sie noch Eis, und nächste Woche wird sie ein Strom sein, aber sie vollzieht diesen Toilette-wechsel hinter braunwolkigem Vorhang. Der Himmel sandte ihn dem Fluße, und die vielgeprüfte Stadt wird er entschädigen, indem er ihr weiße Nächte gibt. Dann kann man nachts am Kai stehen und die Newa sehen und ihre geschmückten Inseln und die Peter-Pauls-Festung. Auf die blickten die Zaren und ihre Gäste, wenn sie sich vom Bankett erhoben, um ans Fenster zu treten: sie brauchten sich nicht zu beunruhigen, fest ragten die Wälle aus dem Wasser, jedem Ausbruchversuch der gefangenen Empörer Hohn sprechend. Die Zaren und ihre Gäste konnten lächelnd diesen Blick genießen, fest stand der Tower, weiß waren die Nächte, und keinem Gedanken öffnete sich der Prospekt des 25. Oktober 1917.

## Villenkolonie.

Hier wohnt ein gütiges Geschid  
in dieser blanken Herrlichkeit.  
Du hörst zu jeder Tageszeit  
Musik.

Das alles blendet deinen Blick,  
die Pracht, der Glanz, der Ueberfluß,  
dort geht der Mensch mit leichtem Fuß  
ins Glück.

Wie elend kommt der Mensch sich vor,  
der halb und halb in Lumpen geht,  
der einsam und verlassen steht  
vorn Tor.

Und eine Sehnsucht nimmt ihn hin,  
daß er im Geiste sehend wird,  
es hebt das Blut und es verwirrt  
den Sinn.

Es hörrt in ihm, daß es dem Tier  
und was sonst bei der Villa steht,  
daß es dem Hund dort besser geht,  
wie dir.

Ludwig Pratsch.

## Der Mörder.

Von Heinrich Lerch.

An einem ersten Frühlingsabend des Jahres 1912 saßen die Gesellen noch ein Viertelstündchen am offenen Werkstat-Tor, ehe sie in ihre ungemütlich einsamen Quartiere gingen. Da trat ein riesiger Kerl mit einem schwarzen Bart zwischen sie und verlangte, einer von ihnen müsse seinen Ambossplatz in der Schmiede räumen. Er hätte seit drei Jahren keine rechte Stelle mehr gehabt, keinen rechten Schlag geschmiedet und nun könne er es nicht mehr aushalten. Jetzt sei es Frühling und der Jüngste könne sich auf die Wanderschaft begeben.

Aber der Jüngste lachte ihn aus. Gut, meinte er, nun erst recht Wenn er nicht gehen wollte, sollte er mit ihm kämpfen, wenn er wolle, auf Tod und Leben. Es sei ihm

bitter ernst. Er müsse Arbeit haben oder er mache sich und andere unglücklich.

Obwohl die Schmiede das verstehen konnten, wollte keiner seinen Platz abgeben. Sie sahen sich an und der Fremde nahm sich einen Schmiedehammer, gab einen anderen dem Jüngsten und sagte ihm, er solle sich verteidigen.

Der Altgeselle riet dem Jüngsten zur Wanderschaft, ein Schmied müsse schmieden. Sonst käme der Weltzorn über ihn und dann sei es aus.

Der Junge lachte und sagte, daß er gerade ein Viebchen gefreit und darum nicht gehen könne.

Voller Wut schrie der Fremde, ein Mann kann nicht vom Werk, ein Weib nicht von der Liebe, der Jüngste sei noch kein Mann und müsse weichen, und er drang auf ihn ein.

Da sprang der Junge dem Angreifer an die Kehle, warf sich auf ihn und im Unfallen schlug er ihm mit der Faust auf die Brust. Krallte die Hände um den härtigen Hals, bis der Riese gestreckt lag und sich nicht regte. Als er den Hals losließ, schoß ein breiter Blutstrom aus dem Munde des Unterlegenen; er ruckte den Leib, streckte sich, stöhnte und ward still.

Nun muß er doch auf die Walze, sagte der Altgesell.

Die anderen aber meinten, er hätte in berechtigter Notwehr gehandelt. Sie seien ehrliche Jengen. Einer solle sofort die Polizei holen, der Jüngste müsse bleiben und keine Furcht haben.

Der Meister kam, schloß die Werkstatt ab, ging ans Telephon, kam zurück und ließ den Beamten ein. Er stellte dem Jungen das beste Zeugnis aus, die andern beteuerten seine Unschuld.

Aber der Täter war durchs Fenster auf und davon.

Nach dreizehn Jahren stand der Meister wieder mit seinen Gesellen am Werkstatt-Tor, da kam ein fremder Schmied und fragte nach dem Meister. Er müsse ihn allein sprechen.

Sie gingen auf die Zeichenstube. Da gab sich der Fremde zu erkennen und sagte, er wolle sich der Polizei stellen, er hielte es nicht mehr aus, den ungesühnten Mord mit sich herumzutragen.

Der Meister war glücklich, da er ihm sagen konnte, er sei vollständig unschuldig. Es sei gar kein Mord noch Totschlag gewesen.

Aber davon wollte der Geselle nichts wissen. Er verlangte, von dem Meister zum Untersuchungsrichter gebracht zu werden. Er wollte kein Wort hören. Er könne nur noch sühnen. Dreizehn Jahre Mord wären zu viel für einen Menschen, der noch Gefühl im Leibe hätte. Er hätte sich längst selbst umgebracht, aber seine Seele verlanne nach Sühne, nichts als nach Sühne.

Der Meister verstand ihn nicht. Ließ ihn ausreden und nahm ihn dann mit in die Werkstatt. Er zeigte ihm den Hammer, die Stelle, wo er gelegen, und dann sagte er ihm, daß am Tag nach dem Unglück ein Krankenhauswärter gekommen wäre, der sich den Toten angesehen. Ja, habe der gesagt, er war schon eine halbe Leiche. Er sei dem Wärter im Fieberwahn entsprungen, um noch einmal in eine Schmiede zu gehen. Tag und Nacht hätte der Schwarze nach seiner Schmiede geschrien.

Das gab der Arzt und der Wärter zu Protokoll und so konnte gar keine Anklage erhoben werden. Die Gesellen hätten immer noch ihm, dem Flüchtigen, aeforscht, damit er doch Ruhe haben solle. Nun könne er noch froh sein, daß er von seiner Angst erlöst sei. Das hätte er sich sparen können.

Der Geselle stierte den Meister an. Sah wortlos lange und wußte sich nicht zu äußern.

Der Meister wollte ihn mit ins Haus nehmen, seine Wiederkehr zu feiern.

Er aber blieb starr sitzen. Sagt, Meister, sagt, daß alles Lüge ist! Ihr wollt mich laputt machen mit eurem Trost; ich bin ein Mörder. Wer dreizehn Jahre Mord mit sich herumgeschleppt, der gehört nicht mehr unter die Menschen.

Als der Meister hinging und in seinem Pult nach den Papieren suchte, hörte er, wie der Geselle sich am Kabel zu schaffen machte. Er ging zu ihm und wand ihm das Seil aus der Hand, setzte ihn wieder auf den Ambossstod

## Der Kneifer der Vorsehung.

Humoreske von Alphonse Croziere.

Arjene Bichon ist nie eingezogen gewesen und sucht sich trotzdem für einen alten Frontsoldaten auszugeben, der von den mannigfachen Leiden geplagt wird.

Wenn er wegen eines Hühnerauges oder wegen eines eingewachsenen Nagels hint, schreit er schamlos:

„Seidern ich den Granatplitter in den Knöchel bekommen habe, leide ich immer bei jedem Anschlag der Witterung.“

Ist er erkältet, dann ruft er hüftelnd aus:

„O, diese satanischen Stiefgasse; das will und will nicht weggehen!“

Dieses geniale Mittel hat er erfunden, um sich interessant zu machen.

Arjene Bichon wird vor allem von einem ziemlich verbreiteten Leiden geplagt: von der Faulheit. Wieviel Menschen sind übrigens wie er für den Rentnerberuf geboren! Leider sind nicht so viel Renten da, daß alle davon leben könnten.

Arjene stekt natürlich bis über den Hals in Schulden, und um sich das Geld zu einem Mittagessen zu verschaffen, muß er oft einen richtigen Kriegsplan entwerfen. Wenn er in der Zeitung liest, daß politische Gefangene einen Hungerstreik angetreten haben, würde er sich am liebsten ins Gefängnis begeben und dort ihre Nation beanspruchen, damit nur ja nichts Verloren geht.

Neulich blühte ihm das Glück, bei seinen langen Streifzügen durch Paris einen goldenen Kneifer zu finden. Er war schon im Begriff, ihn zu verkaufen, aber als er dann bedachte, daß man ihm ein Spottgeld dafür bieten würde überlegte er:

„Es ist besser, daß ich den Hund vorteilbarer ausschlahte.“

Er drückt ihn auf die Nase, tritt in ein kleines Restaurant und nimmt an einem Tischchen ganz hinten im Saal Platz.

Arjene hat ein sehr familiäres Wesen. Er fängt sofort an, mit dem Kellner zu plaudern, spricht von seinen schlechten Augen und ruft aus:

„Ach, der Krieg, der Krieg! Ohne diese verfluchten, Tränen erzeugenden Gase brauchte ich gar keine Gläser zu tragen. Sehen Sie, meine armen Augen weinen beständig.“

Und die Gäste, die Arjene jammern hören, beklagen dieses unselige Opfer eines rückwärtslosen Krieges.

Unser Freund läßt sich ein ausgiebiges Mittagmahl vorsehen, aber als er seinen Kaffee aefschürft hat, murmelte er dem Kellner ins Ohr:

„Sagen Sie dem Besitzer, er möchte mal kommen.“

„Sollte der Herr vielleicht mit der Bedienung nicht zufrieden gewesen sein?“

„Im Gegenteil, mein Lieber, im Gegenteil, machen Sie sich deswegen keine Gedanken.

und kam zurück, die Dokumente in der Hand. Wortlos las der Geselle, riß sie entzwei und stürzte nieder. Ziel in Krämpfe und Tobsucht, so daß er ins Irrenhaus gebracht werden mußte.

Monatelang hielten sie ihn in der Tobzelle. Als er sich ausgerast hatte, begriff er, was geschehen.

Aber er konnte keinen Hammer mehr anlassen, ohne in Krämpfe zu fallen. Er kam zu einem Gärtner in Arbeit. So wurde er mein Nachbar und über den Zaun erzählte er mir, was er auf seiner Flucht erlebt und erlitten.

Ich will ihm gerade meine Zufriedenheit ausdrücken.“

Der Wirt wird benachrichtigt und kommt heran.

„Der Herr wünscht?“

„Sehen Sie... Mir ist etwas Unangenehmes zugestoßen; ich bemerkte soeben, daß ich meine Briestafche vergessen habe; aber das hat nichts zu sagen; ich bringe Ihnen morgen früh den kleinen Betrag, den ich Ihnen schulde und...“

„Ne, ne — scheidet der Wirt ab, — das zieht nicht, bester Herr; die Geschichte kennen wir schon!“

Arjene hat sich erhoben; er verjezt voller Würde:

„Ich werde Ihnen schon beweisen, daß ich ein ehrlicher Mensch bin. Im übrigen können Sie sich beruhigen. Hier ist ein goldener Kneifer, der einen Wert von fünfzig Franken hat; Sie können ihn als Pfand behalten.“

Arjene bildet sich ein, daß er durch diese großzügige Gebärde das Vertrauen des Wirtes sofort wiedergewinnen und daß dieser ihn nicht seines wertvollen Klemmers berauben wird. Süße Täuschung!

Der Besitzer prüft den Gegenstand, und nachdem er sich davon überzeugt hat, daß er vergebelt ist, gibt er zur Antwort:

„Gut, ich behalte ihn, bis ich bezahlt bin.“

„Verdammtter Kerl!“ — brummte Arjene bei sich. — „So, du behältst ihn! Schön, du wirst gleich sehen, was passiert...“

Und der gerissene Kumpan wendet sich langsam, einem Blinden gleich, dem Ausgang zu.

Mit einemmal stolpert er über einen Tisch. Eine Flasche fällt um. Arjene tut so, als wollte er sie auffangen, aber seine langen Hände mähen einer Senje gleich Teller, Gedecke und das Salzfaß nieder. Er entschuldigt sich bei dem Gast:

„Verzeihung, ich sehe nichts... Diese ledige Kurzsichtigkeit, die von Tränen erzeugenden Gasen noch verschlimmert ist...“

Er geht zögernd weiter; als er aber sieht, wie ihm ein Kellner entgegenkommt, der, ein richtiger Gleichgewichtsinjunktler, ein halbes Dutzend voller Teller balanciert, denkt er bei sich:

„Der Künstler da, der kommt mir gerade gelegen!“

Und er wirft sich wutentbrannt auf den Unseligen.

Die Speisen wirbeln durch die Luft. Ueber einen Provinzler im Bratenrock ergießt sich eine Sintflut von Soße; seine Frau bekommt eine Portion Filet in Madera auf die schönen Gänseblümchen, die ihren Hut zieren. Der Wirtswart ist unbeschreiblich.

Der Besitzer stürzt wie ein Besessener herbei.

„Der Satan soll Sie und Ihre vandalschen Gelüste holen! Aber den Schaden bezahlen Sie, ich mache Sie dafür verantwortlich.“

Seine schweren Hände haben sich auf Arsenes Schulkern gelegt.

„Rühren Sie mich nicht an, rühren Sie mich nicht an!“ kreischt der durchtriebene Feuchler.

Eine Stimme wird im Saal vernehmbar: „Berauben Sie den Unglücklichen doch nicht seines Kneifers. Wenn er jetzt unter ein Auto gerät, dann haben Sie den Kernstein auf dem Gewissen.“

Und all die Gäste pflachten ihm bei Mar hört, wie sie murren:

„Dieser Mensch kennt kein Erbarmen! Einen alten Frontsoldaten auf diese Weise zu behandeln! Man müßte den Betrieb boykottieren. Der Glende!“

Arsene denkt:

„Das nimmt ein böses Ende für den Wirt. Ich bin gerettet.“

Und mit vor Entrüstung zitternder Stimme stößt er hervor:

„Ich danke Ihnen allen... Schämten müßte er sich, wenn er es noch kann.“

Der Besitzer, den der heftige Widerspruch seiner Gäste eingeschüchtert hat, willigt ein, dem Galgenstrich Arsene seinen schönen goldenen Kneifer zurückzugeben; er wird wieder die Lebenswürdigkeit selbst und meint:

„Also, ich darf darauf rechnen, daß die Sache morgen geordnet wird?“

„Selbstredend, ich komme gern wieder zum Essen.“

„Wo wohnen Sie den eigentlich?“

Arsene gibt eine falsche Adresse an und verschwindet dann, nachdem er sich von all den Leuten, welche für ihn eingetreten sind, aufs freundschaftlichste verabschiedet hat:

„Meine Damen und Herren, die Einmütigkeit Ihrer Entrüstung hat mich wirklich erschüttert, und ich erkenne dankbar an, daß es noch edle Menschen gibt, die eine gute und gerechte Sache verteidigen.“

Auf der Straße schied: er den Kneifer in die Tasche und meint:

„Der soll mich noch recht lange ernähren. Schlaun muß der Mensch sein.“

### Wie der arme Richard sagt...

Von Max Havel.

Im literarischen Wert, das Benjamin Franklin, der amerikanische Schriftsteller und Staatsmann, hinterließ, finden sich auch die vielen Jahrgänge des berühmten Volkskalenders, den er unter dem Namen eines Richard Soudners als „Poor Richards Almanac“ herausgegeben hat. Franklin, der lehrhaft sein wollte, ohne langweilig zu sein — sein Pendant in Deutschland ist etwa Johann Peter Hebel mit seinem „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ gewesen —, Franklin gelangte mit der Publikation dieses Almanachs zu ungeheurer Popularität und Berühmtheit. „As Poor Richard says“ — „Wie der arme Richard sagt“ — war ein geflügeltes Wort. Poor Richard nannte die Dinge immer beim rechten Namen und war ein Apostel des gesunden Menschenverstandes, der Tiefblick in das Wesen der Welt und der Menschennatur hatte. Die kleine Sammlung, die nachstehend mitgeteilt wird, gibt einen Begriff von solcher Weisheit. Man wird sie heute mit demselben Vergnügen lesen wie um 1757, als sie im „Poor Richard's Almanac“, der mir in einem auszugswissen Rendrud vorliegt, zu lesen war:

Wer in sich selbst verliebt ist, hat keinen Rivalen.

Seltzam, daß ein Mensch, der Wit genug hat, um eine Satire zu schreiben, dann auch noch so närrisch ist, sie zu publizieren.

Wir sind für die größte Gesundheit nicht so empfindlich wie für die kleinste Krankheit.

Nichts trocknet schneller als eine Träne.

Das Gold wird im Feuer geprüft, die Frau wird durch das Gold geprüft, der Mann durch die Frau.

Fische und Besuche stinken in drei Tagen. Kein Mensch predigt besser als die Ameise, und sie sagt gar nichts.

Wo eine Ehe ohne Liebe ist, da ist bald Liebe ohne Ehe.

Wer hat dich so oft betrogen, wie du dich selbst betrogen hast.

Kein Streich würde lange dauern, wenn das Unrecht nur auf einer Seite wäre.

Die Zunge wendet sich immer zum schmerzenden Zahn.

Wer die Leidenschaften anderer Menschen nicht ertragen kann, kann seine eigenen nicht beherrschen.

Das Heute ist der Schüler des Gestern.

Jeder will lange leben, aber keiner will alt sein.

Die Faulheit reißt so langsam, daß sie von der Armut überholt wird.

Liebe, Husten und Rauch können nicht gut verborgen werden.

Gut getan, ist besser als gut gesagt.

Wer ist weise? Der vom jedem lernt. Wer ist mächtig? Der sich beherrscht. Wer ist reich? Der zufrieden ist. Wer ist das? Niemand!

Wie wir für jedes müßige Wort bezahlen müssen, so müssen wir für jedes müßige Schweigen bezahlen.

Der Wolf frißt: hier und da ein Schaf, aber die Menschen verschlingen Tausende davon.

Die Zunge ist weich und ohne Knochen, aber mancher Schlag von ihr hat Menschen das Rückgrat gebrochen.

Zooß: wir Gutes tun, opfern wir.

### Was mancher nicht weiß.

Berlin-New York-London. Wir brachten kürzlich hier eine Notiz über das heutige Berlin, in der es hieß, daß Berlin an Einwohnerzahl nur hinter New York und London zurückstehe. „Das ist ein Irrtum“, schreibt uns ein gewissenhafter Berliner, der es weiß —: „Berlin steht auch hinter Paris recht erheblich zurück. Paris umfaßt jetzt ungefähr fünf Millionen Einwohner. Der (übrigens weitverbreitete) Irrtum rührt daher, daß die offiziellen Zählungen in Paris einen Teil der offiziell noch nicht eingemeindeten Vororte nicht mit umfassen, während in Berlin alle Vororte eingeschlossen sind. Aber selbstverständlich kann man doch Weltstädte miteinander nur vergleichen, wenn man die Einwohner aller Vororte mit zusammen nimmt, unabhängig von ihrer Kommunalverfassung. Auch in Berlin sind die Vororte erst 1918 eingemeindet worden. Und London besteht heute noch aus einer Anzahl verschiedener Gemeinden. Der bei weitem größere Verkehr in Paris erklärt sich unter anderem auch aus seiner größeren Einwohnerzahl, freilich auch daraus, daß Paris weit mehr das Zentrum des internationalen Lebens bildet.“

Chicago hat seinen Namen von Chequago, der wüsten Zwiebel, welche vor Jahrhunderten in der Umgebung dieser Stadt wuchs.

Das Aquarium in Monte Carlo ist das größte und bestausgestattete. Es enthält 49 Wassertierarten und Tausende von Fischen. Die neuesten zehn Becken sind erst zu Beginn des gegenwärtigen Jahres vollendet worden.

In Neu-Fundland, der britisch-nordamerikanischen Insel, gibt es gegen 40.000 Teen.

### Allerlei.

**Die Schärfe des Insektenauges.** Sicherlich hat das Auge, jenes Wunderwerk unserer Mutter Natur, bei Menschen die höchste Vollkommenheit eines Sinnesorgans erreicht. Damit soll aber bei weitem nicht gesagt sein, daß andere Lebewesen für ihr Dasein besser ausgerüstet wären, wenn sie Augen, ähnlich denen des Menschen besäßen, denn jedes Tier hat naturgemäß seinen ganz bestimmten Lebens- und Wirkungsbereich, an den seine Eigenschaften und körperlichen Organe (also auch das Auge) angepaßt sind. Geradezu großartige Apparate sind da die Augen der Insekten, die mit ihrer riesigen Anzahl einzelner Linsen wie die Fetzen eines reich geschliffenen Diamanten aussehen, und nur dadurch kann die Bedingung erfüllt werden, daß das mit solchen Augen angelegte Tier sowohl in der Nähe, wie bei schnellem Fluge auch auf größere Entfernungen gut sieht. Natürlich sieht die Schärfe auch in einem gewissen Zusammenhang mit der Größe des betreffenden Tieres, so daß es uns nicht wunder nehmen darf, wenn z. B. eine Biene auf einen Zentimeter Abstand ebenso gut sieht wie ein Mensch auf einen Meter. Dafür ist aber die Schärfe selbst, besonders in den geringsten Entfernungen vom Auge außerordentlich groß. So ist z. B. festgestellt worden, daß Insekten unmittelbar vor ihrem Auge befindliche dunkle Punkte noch bemerken können, wenn sie bloß die Größe von 1 bis 3 Tausendstel Millimeter (!) besitzen.

### Weiteres.

„Nun, habe ich Ihnen gut geraten, als ich Ihnen sagte, Sie sollten heiraten? Früher fehlte Ihnen mindestens ein Knopf am Anzug, das hat doch jetzt aufgehört.“ — „Ja, ja, das Knopfnähen hat sie mir auch schon beigebracht!“

**Kindermund.** „Was würdest du vorziehen, Hänschen, einen kleinen Bruder oder ein Schwesterchen?“ — „Wenn's dir nichts ausmacht, Mutter, ich würde mich am meisten über ein Schankelpferd freuen.“

**Englischer Humor.** Die kleine Rollie sah ertig neben ihrer über schlanken Mutter in der Straßenbahn und sah mir großen, erkannten Augen auf eine ungewöhnlich dicke Frau, die sich durch die Tür zwängte und der Mutter gegenüber Platz nahm. Nach langem Nachdenken rief das Kind zum Entsetzen der Mutter laut: „Mutti, ist das eine einzige Mutter?“

### Rätsel-Gde.

Silbernrätsel

a, beih, bre, de, di, doll, dom, e, ent, ent, gi; graph, hal, i, i, in, le, li, ma, na, ner, o, ri; ro, ru, sa, fi, sol, te, tri. Aus diesen Silben bilde man 11 Wörter folgender Bedeutung: 1. Banktechnischer Ausdruck, 2. Männlicher Vorname, 3. Teil der Welt, 4. Ein durch den Rundfunk weitbekannter Ingenieur, 5. Gesellschaftsspiel, 6. Weiblicher Vorname, 7. Amerikanischer Vorkämpfer, 8. Keltische Erfindung, 9. Wagnerische Spermfigur, 10. Ägyptische Halbinsel, 11. Stadt in Oberitalien. Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter, nacheinander von oben nach unten gelesen, ergeben einen alten Wertspruch.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

**Magisches Quadrat:** 1. Janus, 2. Agent, 3. Reira, 4. Unruh, 5. Stahl